Das grüne Auto.

Spionage-Roman von **August Weißl.**

(4. Fortsetzung.)

„Du — ich bin mit dem Heinen gut. Wenn Du willst, erkundige ich mich bei ihm nach der Baronin."

„Da wär' ich Dir sehr dankbar. Faß ihn gleich ab, da kommt er.

Baron Sphor hielt Graf Heinen an, während sich Generalstabshauptmann Franz Ferntorn unauffällig in das Nachbarzimmer wandte.

„Du, Heinen, hör' einmal. Ist die Baronin Sternburg hier?"

Graf Heinen sah Sphor überrascht an.

„Welche Baronin Sternburg meinst Du?"

„Deine Cousine."

Der Graf zögerte mit der Antwort.

„Darf ich wissen, warum Du nach ihr fragst?"

„Wenn es Dich interessirt, gewiß. Einer meiner Bekannten hat sich bei der Hausfrau nach der Baronin erkundigt und ist an Dich gewiesen worden."

„Und warum wendet sich Dein Bekannter nicht direkt an mich?" fragte der Graf.

„Er ist weggerufen worden und hat mich gebeten, es zu besorgen."

„So — so — Wer ist denn der Herr?"

„Woraus schließt Du, daß es ein Herr ist?"

„Ich meinte nur — Meine Cousine ist eine schöne Frau, da liegt die Vermuthung nahe. Also, wer ist es?"

„Höre, Du bist ja der reine Großinquisitor. Der Hauptmann Ferntorn, wenn Du's schon durchaus wissen willst."

Das Antlitz des Grafen verdüsterte sich.

„Er rennt ihr also noch immer nach?" Graf Heinen biß sich auf die Lippen und zupfte nervös an seinem Schnurrbart. „Sag' ihm, die Baronin ist verreist. Sie befindet sich in Berlin. Am 11. hat sie mir von dort depeschirt. Er soll ihr aber nicht nachfahren, das wär' ihr nur unangenehm."

„Werd's ausrichten. Bleibst noch lang?"

„Ich muß nur noch der Hausfrau etwas sagen, dann geh' ich. Mit dem Spielen ist's heut' nichts. Ich hab' einen Pechtag."

Baron Sphor suchte den Hauptmann auf, der, als er ihn erblickte, rasch auf ihn zukam.

„Ich weiß schon, wo die Baronin ist".

„In Berlin" — bemerkte Sphor.

„Nein. Sie ist in Venedig und hat ihrem Onkel, Exzellenz Holmhorst, von dort geschrieben."

„Heinen erklärte, sie sei in Berlin."

„Hast Du ihm gesagt, wer nach ihr fragte?"

Sphor nickte.

„Na — dann natürlich. Sie war gar nicht in Berlin. Sie ist heute vor vierzehn Tagen mit dem Frühzug Hals über Kopf nach Venedig abgereist."

„Heinen erklärte bestimmt, daß sie ihm am Elften aus Berlin depeschirt habe."

„Am Elften? Wart', laß mich nachrechnen. — Unmöglich! Am Zwölften mittags hab' ich sie auf der Ringstraße gesprochen. Das stimmt ja auch. Heut' ist der Siebenundzwanzigste. Vor vierzehn Tagen, also am Dreizehnten, früh hat sie Wien verlassen. Da sieht man, was der Heinen zusammenlügt. Dieser —"

Die Gräfin di Campobello trat auf die Freunde zu.

„Herr Hauptmann, Sie haben früher gefragt, wo sich die Baronin Sternburg aufhielt. Ich hörte eben, in Berlin."

„Sehr dankbar, Gräfin. Von wem haben Sie die Nachricht?"

„Vom Grafen Heinen."

„Mich wundert nur, daß der Graf dann nicht auch in Berlin ist."

„Eifersüchtig, Herr Hauptmann? Mein Gott, er ist doch ein Verwandter. Und sie ist Witwe. Ohne männlichen Schutz."

„Wissen Sie nicht, Gräfin, was die Baronin in Berlin macht?"

„Vermuthlich bei Verwandten."

„Ich habe nie gehört, daß sie in Berlin Verwandte hat. Die Baronin ist doch eine Italienerin von Geburt. Eine Castellmari," sagte der Hauptmann.

Ein leises Zittern lief über das Antlitz der Hausfrau.

Sie führte ihr Taschentuch zum Gesicht, gleichsam, um es zu bedecken.

Baron Sphor war es nicht entgangen, welche Wirkung die Nennung des Namens Castellmari auf die Gräfin geübt.

Die Stimme der Gräfin zitterte eigenthümlich, als sie dem Hauptmann antwortete:

„Ich kenne die Familie der Baronin nicht. Ich hörte nur, daß sie in Berlin ist — und wollte es Ihnen sagen — da Sie mich früher nach ihr gefragt haben."

Damit brach sie das Gespräch ab.

„Merkwürdig, nicht? daß mich der Heinen durchaus auf eine falsche Spur hetzen will?" sagte Ferntorn zu seinem Freund.

„Ja — höchst merkwürdig," antwortete Sphor, dessen Gedanken sich augenscheinlich mit etwas ganz anderem beschäftigten, während er der Hausfrau nachdenklich nachschaute, die im Nebenzimmer mit Heinen lebhaft sprach.

„Warum der Kerl das nur thut?"

„Vielleicht ist er eifersüchtig auf Dich?"

„Eifersüchtig? Dazu hat er weder ein Recht, noch einen Grund. Er hat sich an die Baronin zwar immer herangedrängt und sie hat ihn in ihrer Nähe gelitten, aus Gründen, die ich nicht kenne. Er verkehrte sogar viel in ihrem Hause. Schließlich ist er ja ihr Vetter. Aber das eine weiß ich bestimmt, daß die Beziehungen nicht einmal einen freundschaftlichen Charakter trugen. Die Baronin hat mir das wiederholt versichert und kein Hehl daraus gemacht, daß er ihr sehr unsympathisch ist."

„Und trotzdem der rege Verkehr?" fragte Sphor.

„Meta — die Baronin," verbesserte sich der Hauptmann rasch," hat mir angedeutet, Heinen habe ihrer Familie einmal einen großen Dienst erwiesen. Sie fühlte sich ihm sehr verpflichtet, schulde ihm großen Dank und so weiter. Darum habe sie ihm ihr Haus geöffnet und dulde ihn in ihrer Nähe, obwohl sie ihn nicht ausstehen könne."

„Sag' mal, Franz," fragte Sphor, „wenn die Sache so steht, warum vertragt Ihr Euch dann nicht, Du und der Heinen?"

„Weil — ich spreche nicht gern von alten Sachen. Weißt," fuhr der Hauptmann leiser fort, „ich war damals auch bei den Kaisermanövern; dem Holmhorst zugetheilt. Heinen weiß, daß ich die ganze Geschichte sehr genau kenne. Und da ist ihm wahrscheinlich ebenso peinlich wie mir, daß wir zusammengekommen. Aber das erklärt mir noch immer nicht, warum —"

„Warum die Baronin so plötzlich abreiste," dachte Sphor laut.

Der Hauptmann sah ihn verblüfft an.

„Wie kommt denn das zu dem?"

„Ich verwirrte nur die Gedanken. Ich meinte, warum Heinen Dir falsche Angaben macht. Ich stell' mir das ganz einfach vor. Er kann Dich nicht leiden, Dein Verkehr mit seiner Cousine ist ihm unangenehm, und so will er Dir die Möglichkeit nehmen, Dich mit ihr in Verbindung zu setzen."

„Glaubst Du?"

„Gewiß. Das ist doch ebenso naheliegend als einleuchtend."

Sphor warf einen Blick in den zweiten Saal, und da er die Hausfrau jetzt allein beim Büfett stehen sah, sagte er:

„Wir gehen ja denselben Weg, willst Du nicht aufbrechen?"

„Ganz gern."

Als die Gäste sich vor der Gräfin di Campobello verbeugten, schrak sie leicht zusammen, richtete sich aber sofort energisch auf, zwang ihr Gesicht zu einem liebenswürdigen Lächeln und sagte:

„Meine Herren, ich bin jeden Donnerstag zwischen sechs und acht Uhr zu Hause. Es wird mich freuen, Sie recht bald bei mir zu sehen."

* * *

Schweigend schritten Hauptmann Ferntorn und Baron Sphor die Ringstraße hinauf. Sie wechselten kein Wort.

Baron Sphor suchte die Eindrücke des Abends zu klären und ein einheitliches Bild zu gewinnen. Seine Gedanken drehten sich wie im Kreise, immer nur um folgende Thatsachen:

Baronin Sternburg hatte am Morgen nach dem Morde Wien plötzlich verlassen. Graf Heinen war bemüht, die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken, und die Gräfin di Campobello war jäh erblaßt, als der Mädchenname der Baronin Sternburg genannt wurde. Hing das alles irgendwie zusammen?

„Sag', Franz, wie sieht die Baronin Sternburg eigentlich aus?"

„Eine große, sehr elegante, sehr schöne Frau mit dunklen Augen und rothblonden Haaren."

Sphor gab es einen Stich.

„Rothblondes Haar?!" rief er aus. „Aehnliches Haar, wie es die Campobello hat?"

„Ja — ungefähr — vielleicht um eine Nuance leuchtender."

„Weißt Du nicht, färbt sie ihr Haar?"

Der Hauptmann lächelte.

„In solchen Sachen kenne ich mich nicht aus. Nach dem Glanz und dem Ton der Farbe zu schließen, nicht. Aber es ist möglich. Sie hat mich um Weihnachten herum einmal gebeten, ihr ein Haarwasser zu besorgen."

„Heißt es nicht Fleur d'or? Bei Seifert & Comp. auf dem Graben, die Flasche zu vierzig Kronen zu haben?"

„Allerdings. Wieso weißt Du das?" fragte der Hauptmann erstaunt.

„Ich muthmaßte nur; dieses Mittel wird jetzt allgemein gebraucht."

„So? Ich habe also der Baronin eine Flasche Fleur d'or besorgt. Aber daraus läßt sich wohl nicht folgern, daß ihr Haar gefärbt ist. Sie erklärte, es sei bloß eine Art Waschwasser für das Haar."

„Und was für eine Frisur trägt sie?"

„Auch das kann ich Dir nicht erklären: Ich kenne die Bezeichnungen nicht. Rückwärts aufgekämmt, vorn ein gewellter Schopf, seitwärts —"

Sphor half dem Hauptmann, der nach Worten suchte, nach:

„Seitwärts natürlich locker aufgebürstet. Ueberall Kämme. An den Seiten kleine Schildpattspangen, nicht?"

„Ja, so ungefähr. Schildpattspangen trägt sie. Aber warum interessirt Dich denn alles?"

„Weil — weil ich eine rothblonde Frau, die Fleur d'or verwendet und kleine Schildpattspangen trägt, seit Wochen suche."

„Ein galantes Abenteuer, ich verstehe. Maskenbekanntschaft, nicht?"

„Ja, so was Aehnliches."

„Und nun glaubst Du, daß — ausgeschlossen! Sie geht nirgends hin. Und dann, damit Du Dich nicht unnöthig weiter bemühst: Meta ist meine Braut."

„Braut?"

Sphor durchblitzten, während er das Wort mechanisch nachsprach, die Gedanken: Sie verläßt fluchtartig Wien, ohne ihrem Bräutigam auch nur die Adresse zu hinterlassen?

„Wir sind so gut wie verlobt. Du wunderst Dich jetzt wohl, daß ich ihre Adresse nicht kenne. Ja," seufzte er auf, „das verstehe ich selbst nicht. Es kam alles so plötzlich, so unerwartet. Hör' nur: Am zwölften begleitete ich sie nach Mariahilf, wo sie Einkäufe besorgte. Abends hatten wir ein Rendezvous auf der Redoute im Sophiensaal. Sie wollte sich ein solches Fest einmal ansehen. Ich versprach, sie hinzuführen, aber damit war sie nicht einverstanden, sie wollte mich um zehn Uhr im Foyer treffen. Ich war pünktlich — sie kam nicht. Es wurde halb elf, elf, halb zwölf — ich suchte sie im Saale, in allen Nebenlokalitäten, auf der Galerie — überall — vergebens! Von Unruhe erfaßt, fuhr ich vor ihr Haus. Ihre Zimmer waren erleuchtet. Und ich erkannte ihre Silhouette ganz bestimmt an einem Fenster. Vermuthlich war irgendein Hinderniß eingetreten. Es war Mitternacht. Ins Haus konnte ich um diese Zeit nicht. Am nächsten Tag ging ich vom Bureau direkt zu ihr. Sie war nicht mehr da. Ich erfuhr nur, daß sie am Abend vorher um acht Uhr ausgefahren und nach elf Uhr in furchtbarer Verfassung heimgekehrt war. Sie soll sich wie eine Verzweifelte gebärdet haben. Sofort ließ sie die Koffer packen. Sie weinte die ganze Nacht, und um halb sieben Uhr verließ sie das Haus. Seither habe ich sie nicht gesehen, von ihr nichts mehr gehört."

Sphor hatte mit steigender Erregung zugehört. Als der Freund schloß, fragte er nur:

„Hast Du gehört, wo sie die Zeit zwischen acht und elf Uhr war?"

„Nein. Auf der Redoute war sie bestimmt nicht. Ihr gelber Domino lag unberührt in ihrem Zimmer. Sie fuhr in Straßentoilette um acht Uhr vom Hause weg."

Sphor war stehen geblieben.

Er zwang seine Stimme vergebens zu ruhigem Tonfall.

„Fuhr — sagtest Du — hält sie einen Wagen?"

„Nein, ein Auto."

„Ein grünes?"

„Ja — ein grünes Auto."

6. Kapitel.

Baron Sphor erwachte am nächsten Morgen in gedrückter Stimmung.

In die Freude, daß sein erster kriminalistischer Versuch von Erfolg begleitet war, mischte sich eine bittere Empfindung. Es war ihm klar, daß jeder weitere Schritt, den die Polizei auf Grund seiner Angaben unternehmen würde, seinen besten Freund schwer treffen mußte.

Der arme Ferntorn! Franz und er hatten auf einer Schulbank gesessen, hatten die Kadettenschule gemeinsam besucht, später beim Regiment so manche fröhliche Stunde verbracht und in treuer Freundschaft zueinander gehalten, bis Franz in die Kriegsschule kommandirt worden war. War es nicht eine grausame Ironie des Schicksals, daß er, gerade er dazu ausersehen schien, dem Jugendfreunde schwere Wunden zu schlagen?

Franz liebte die Baronin. Das hatte Sphor aus jedem Worte erkannt. Und Franz war korrekt bis in die Fingerspitzen. So war er dazu ausersehen, das Glück eines Freundes zu zertrümmern, über das Schicksal zweier Menschen zu entscheiden . . .

Sphor kämpfte einen schweren Kampf. Schweigen diktirte ihm die Freundschaft; sofort zu handeln gebot das Pflichtgefühl. Er dachte dabei nicht an sich, nicht an die Stellung, die ihm versprochen war. Er sagte sich: Täusche ich mich nicht, dann habe ich den Freund vor einem unseligen Schritt bewahrt, und er wird mir's einmal danken; täusche ich mich, so zerstöre ich nichts, mein Gewissen spricht mich aber von dem Vorwurf frei, ruhig zugesehen zu haben, wie der Freund einen Weg ging, der für ihn verhängnißvoll werden müßte.

Ohne zu zögern, fuhr er ins Polizeipräsidium.

Polizeirath Wurz saß in eifrigem Gespräch mit Doktor Specht vor seinem Schreibtisch, als Baron Sphor gemeldet wurde.

„Bringen Sie mir gute Nachrichten?" fragte er den Eintretenden.

„Ja. Ich glaube, wir haben die Spur des Thäters."

Der zuversichtige Ton, mit dem Sphor diese Worte sprach, machte Doktor Specht stutzig.

Der Polizeirath lächelte bloß:

„Na, schön! Bitte, erzählen Sie!"

Baron Sphor schilderte die Eindrücke des gestrigen Abends und resumirte, was ihm für den Gang der Untersuchung wichtig schien, ohne aber den Namen seines Freundes zu erwähnen.

Polizeirath Wurz hörte aufmerksam zu, machte sich einige Notizen und begann im Zimmer nachdenklich auf und ab zu gehen. Endlich blieb er vor Sphor stehen.

„Das haben Sie recht gut gemacht. Sie halten wohl die Baronin Sternburg für die Mörderin? Und wenn's nach Ihnen ginge, müßten wir jetzt telegraphisch um ihre Verhaftung in Venedig ansuchen. Das ist wohl Ihre Ansicht, wie?"

„Allerdings, Herr Polizeirath. Sie werden zugeben, daß die Personalbeschreibung, die plötzliche Flucht, das grüne Auto —"

„Verdächtige Umstände sind," unterbrach ihn der Polizeirath. „Aber nicht genügende Beweise, eine Dame von Rang unter dem Verdacht eines Mordes verhaften zu lassen. Ehe wir einen so Aufsehen erregenden Schritt thun, müssen wir wohl erst alle Einzelheiten ganz genau prüfen. Vor allem müssen wir trachten, die Persönlichkeit des Ermordeten festzustellen. Doktor Specht glaubt, daß zwei Wege zu diesem Ziele führen könnten. Der eine wäre die Dechiffrirung der Aufzeichnung des Ermordeten, an der wir eben arbeiten, als Sie eintraten, und die leider noch nicht gelungen ist. Der zweite Weg wären Nachforschungen, die sich auf gut Glück in die Vergangenheit zurück erstrecken müßten. Nach Ihren Andeutungen über die Vorgänge bei den Kaisermanövern hoffe ich, daß ein solcher Versuch kein vergeblicher wäre."

„Was haben die Manöver dabei zu thun?"

„Wir wollen einen Versuch machen," antwortete der Polizeirath. „Sehen Sie — Strebinger war ganz bestimmt nicht der, für den er sich ausgab. Doktor Specht wurde auf das Haus in Grillhoferstraße im Zusammenhange mit dem Diebstahl der militärischen Papiere aufmerksam gemacht. Es dürfte also dieser Strebinger aller Wahrscheinlichkeit nach der Vertrauensmann einer fremden Macht gewesen sein. Der angefangene Brief, den Sie ja kennen, deutet das auch an. Stand der Ermordete in fremden Diensten, dann ist es leicht möglich, daß jene Affäre bei den Kaisermanövern, von der Sie sprachen, damit in Verbindung steht. Soviel ich mich erinnere, handelte es sich damals um einen Spion, der entkommen ist und den wir auch in Wien gesucht haben. Ich habe versucht, durch die Photographie des Ermordeten Näheres in Erfahrung zu bringen. Selbstverständlich will ihn dort niemand kennen, wo er bekannt sein müßte. Nun habe ich die Akten ausheben lassen. Ich bitte, begleiten Sie jetzt Doktor Specht und Doktor Martens in die Universitätsbibliothek. Ihre Aufschlüsse werden den Herren die Arbeit gewiß erleichtern. Nachher wollen wir weitersprechen."

Auf dem Wege zur Universitätsbibliothek ließ sich Doktor Specht nochmals die Ereignisse, die sich vor vier Jahren bei den Südtiroler Manövern abgespielt hatten, von Sphor erzählen.

Die Herren setzten dem Bibliotheksdirektor den Zweck ihres Besuches auseinander, worauf ihnen sofort die alten Jahrgänge der Amtsblätter herbeigeschafft wurden.

Im Augusthefte des Jahrganges 1903 fanden sie die ersten Berichte über die Kaisermanöver und am 4. September eine Notiz, welche die Ueberschrift: „Verhaftung eines Spions" trug. Sie lautete:

Gestern nachmittag wurde in der Nähe der Festung ein Mann ertappt, der Momentaufnahmen der Befestigungswerke machte. Es ist der Mechaniker Bartholomäus Giardini, aus Mailand gebürtig und 27 Jahre alt. Giardini wurde wiederholt in der Nähe des Hauptquartiers bemerkt und mußte mehrmals fortgewiesen werden. Er wohnte in Tortello beim Gastwirth Johann Schneider und war vier Tage vor Beginn der Kaisermanöver in die Gegend gekommen. Seine Verhaftung erfolgte, da man ihn in seinem Quartier nicht fand, in einer Villa, in der er mit der Herstellung einer elektrischen Anlage beschäftigt war.

Am Tage darauf meldete ein Berichterstatter:

Die Verhaftung Giardinis, der Spionagedienste trieb, gestaltete sich ungemein dramatisch. Der Mechaniker legte gerade im ersten Stockwerk der Villa Margherita einen Zimmertelegraphen, als die Gendarmen im Park erschienen. Die Villa wird derzeit von dem venezianischen Senator Castellmari und seinen zwei Töchtern bewohnt, von denen die ältere die Witwe des Wiener Aristokraten Freiherrn von Sternburg ist. Der Senator und seine jüngere Tochter Maria saßen vor dem Hause und waren ungemein bestürzt, als der Gendarmerieposten führer zur Verhaftung schritt.

Herr Castellmari konnte über den bei ihm beschäftigten Mechaniker keine näheren Auskünfte geben. Der Senator beauftragte seine Tochter, um die Angelegenheit rasch zu erledigen, den Arbeiter rufen zu lassen.

Nach wenigen Minuten kehrte Fräulein Castellmari, vor Angst zitternd, mit der Nachricht zurück, daß der Gesuchte sie mit dem Revolver bedroht und dann die Flucht ergriffen habe.

Die Gendarmen drangen ins Haus und fanden nach langem Suchen Giardini, unter einem Wäschehaufen versteckt, in der Dachkammer. Der Spion zog seinen Revolver und drohte, jeden niederzuschießen, der Hand an ihn zu legen wage. Rückwärtsschreitend gelangte er bis zur offenen Dachluke, sprang auf das Dach und schwang sich von dort auf die Leitung des Blitzableiters.

Einer der Gendarmen legte auf ihn an und gab Feuer. Die Gendarmen stürmten die Treppen hinab und fanden Giardini ohnmächtig auf dem Kies. Seine rechte Hand blutete. Die Kugel hatte ihn gestreift. Der Flüchtling war sechs Meter tief abgestürzt und so unglücklich gefallen, daß er eine Gehirnerschütterung erlitt.

Auf Wunsch des Senators wurde er in die Villa gebracht.

Ein Transport ins Spital nach Marcone kann derzeit nicht stattfinden.

Einen schönen Zug von Menschlichkeit bekundete der Senator di Castelmari, indem er sofort nach dem entfernten Marcone um einen Arzt schickte und dem Arbeiter die beste Pflege angedeihen ließ.

Die nächsten Tage brachten bloß kurze Nachrichten, die besagten, daß der Zustand des Verletzten kein kritischer, und daß die Ueberführung für den zwölften in Aussicht genommen sei.

Am zwölften war zu lesen:

Der dem Generalstabe zugetheilte Oberleutnant des elften Dragonerregiments Franz Ferntorn, welcher bei der Brigade des Feldmarschall-Leutnants Holmhorst in Verwendung steht, hat gemeinsam mit dem Adjutanten des Feldmarschall-Leutnants, Oberleutnant Grafen Heinen die Proprietät des Mechanikers Giardini untersucht und unzweifelhaft festgestellt, daß die Aufzeichnungen und photographischen Aufnahmen nur zu Spionagezwecken hergestellt worden sein konnten; Giardini bestreitet und behauptet, die Aufnahmen für ein Mailänder Haus gemacht zu haben. Die Notizen sollten zur Textirung der Bilder dienen.

Die Papiere Giardinis sind in Ordnung. Auch konnte er beweisen, daß er thatsächlich von der Firma Benedetto u. Co. in Mailand beauftragt worden war, Landschaftsaufnahmen zum Zwecke der Reproduktion herzustellen.

Zur unzweifelhaften Feststellung der Identität des Verdächtigen wurde dessen Ueberführung nach Franzensfeste angeordnet. Bis zur Bahnstation wird Giardini unter militärischer Eskorte gebracht werden, die Oberleutnant Graf Heinen kommandirt, der damit einen Patrouillenritt verbindet.

Und am nächsten Tage kam die Sensation: Flucht eines Spions.

Der Bericht lautete:

Bartholomäo Giardini, der gestern nachmittag nach Morpiera, einer Bahnstation der nach Franzensfeste führenden Zweigbahn, gebracht wurde, ist in der Nacht auf unerklärliche Weise plötzlich verschwunden.

Oberleutnant Graf Heinen brachte ihn nach Morpiera. Der Transport hatte sich infolge des Schwächezustandes des Verhafteten verzögert, so daß der die Ortschaft um 6 Uhr 00 Minuten passirende Zug versäumt wurde. Giardini wurde in sicheren Gewahrsam gebracht. Graf Heinen selbst inspizirte noch spät abends den Arrest.

Als früh die Thür geöffnet wurde, war der Häftling verschwunden. Er hatte das Gitter des Fensters durchfeilt und war so ins Freie gelangt.

Telegraphische Nachfragen ergaben kein Resultat. Da die Grenze nur eine Gehstunde entfernt liegt, ist es dem Spion unzweifelhaft gelungen, sich in Sicherheit zu bringen. Wie es heißt, ist gegen den Oberleutnant Grafen Heinen eine Untersuchung eingeleitet worden.

Und in derselben Nummer fand sich unter Personalnachrichten die folgende Notiz:

Senator Giuseppe und Maria di Castellmari sind in Venedig angekommen.

Einige Tage später fand man in dem Blatte die letzte Nachricht über den Vorfall, den Steckbrief des Flüchtigen, der folgende Personsbeschreibung enthielt:

Bartholomäo Giardini, Mechaniker, 27 Jahre alt, schwarzer Schnurrbart, gesunde Zähne (der rechte obere Backenzahn fehlt), Nase proportionirt, Mund klein. Besondere Kennzeichen: Eine vierzehn Centimeter lange Narbe, die von der linken Nasenwurzel schräg gegen das rechte Schläfenbein aufsteigt.

Doktor Specht hatte die Berichte mit halblauter Stimme vorgelesen.

Als er das verstaubte Heft zuschlug, nickte er Doktor Martens zu und sagte:

„Es scheint, wir haben Glück gehabt. Wenn mich nicht alles täuscht, so sind Adolf Strebinger und Bartholomäo Giardini ein und dieselbe Person.

* * *

Polizeirath Wurz unterschätzte keineswegs die Nachricht, die ihm Sphor und zwei Stunden später Doktor Specht brachten, aber verschiedene Gründe bestimmten ihn, bei den beiden mysteriösen Verbrechen, die so seltsam ineinanderspielten, mit äußerster Vorsicht vorzugehen. Einerseits wünschte er nicht, irgendwelche diplomatische Verwicklungen herbeizuführen, andererseits geboten die Namen der in die Affäre verwickelten Personen peinliche Vorsicht.

Es war eine heikle Sache. Der Polizeirath hatte den Wink erhalten, mit möglichster Diskretion arbeiten zu lassen. Persönlichkeiten, die man nicht kannte, hatten sich eingesetzt. Das erschwerte die Nachforschungen und beengte die Bewegungsfreiheit, spornte aber den Kriminalisten um so mehr an, den Knäuel zu entwirren

Zunächst ließ Polizeirath Wurz den Steckbrief des Bartholomäo Giardini ausheben.

Die Beschreibung paßte thatsächlich vollkommen auf den Ermordeten in der Grillhoferstraße. Selbst die Zahnlücke stimmte und die Narbe, welche Strebinger so geschickt zu überschminken verstanden hatte.

Der Polizeirath fand darin nur eine Bestätigung seiner Vermuthungen. Wenn Giardini und Strebinger dieselbe Person waren, so klappte alles. Dann war auch die Abreise der Baronin Sternburg, die ein grünes Auto besaß, vielleicht kein bloßer Zufall mehr. Dann mußte auch dem Berichte Sphors großes Gewicht beigelegt werden, denn er wies die Richtung, nach der die weiteren Schritte sich richten mußten.

Zunächst handelte es sich darum, eine sichere Agnoszirung zu ermöglichen.

Da kamen folgende Personen in Betracht: Senator di Castellmari und dessen Töchter, Graf Heinen, Generalstabshauptmann Franz Ferntorn und der Gastwirth Schneider.

Der Senator und seine Töchter befanden sich, wie Sphor erzählt hatte, in Venedig. Den Grafen Heinen und Hauptmann Ferntorn wollte der Polizeirath nicht in die Sache ziehen, bevor sich nicht die dringliche Nothwendigkeit dazu ergab. Es blieb also nur der Gastwirth Schneider übrig, dessen Aussage auch sonst von Bedeutung sein mußte, denn bei ihm hatte ja Giardini längere Zeit gewohnt.

Der Polizeirath dachte einen Augenblick nach, dann öffnete er die Thür des Nebenzimmers und rief einen jungen Beamten.

„Sagen Sie, Herr Doktor, wie heißt der Wirth in dem Restaurant, von dem Sie mir unlängst sprachen? Wissen Sie, in dem italienisch gekocht wird?"

„Johann Schneider, Herr Polizeirath."

„Ein Italiener?"

„Nein, ein Deutscher. Aber er hat lange in Italien gelebt und in Südtirol, in Marcone glaube ich, eine Gastwirthschaft betrieben."

„Bitte, telephoniren Sie ihm, er möge sofort hierherkommen."

Nach Verlauf einer knappen halben Stunde erschien der Gastwirth, etwas erregt durch die plötzliche Zitirung zur Polizei.

Der Polizeirath fragte ihn:

„Herr Schneider, Sie haben vor vier Jahren ein Wirthshaus in Marcone geführt?"

Der Gastwirth nickte.

„Können Sie sich an einen Fremden namens Bartholomäo Giardini erinnern?"

„O, an den erinnere ich mich ganz genau."

„Warum denn gerade an den?"

„Er hat ja den Skandal gehabt," meinte der Gastwirth, „und dann auch so — er war ein ganz merkwürdiger Mensch. Nicht gerade unfreundlich, aber geredet hat er mit niemand. Bei den Mahlzeiten ist er abseits, im letzten Winkel des Gastzimmers gesessen. Am Tage hat er große Spaziergänge gemacht. In der Nacht brannte das Licht oft bis zwölf oder ein Uhr in seinem Zimmer. So lange hat er fast täglich gezeichnet und geschrieben."

„Was hat er denn für einen Beruf ausgeübt?"

„Mechaniker war er; und nebenbei hat er photographirt. Auch mich und meine Kinder und mein Haus. Er hat die Aufnahmen für Ansichtskarten gebraucht."

„Hat dieser Giardini Besuch empfangen?"

„Nein, nicht daß ich mich erinnern könnte. Oder doch! Einmal ist eine Frau dagewesen. Eine noble Dame von der Villa Margherita. Wenn ich mich recht erinnere, war sie eine Tochter von dem Italiener, der dort gewohnt hat. Sie hat aber einen deutschen Namen gehabt."

„Hieß sie nicht vielleicht Sternburg, Baronin Sternburg?" fragte der Polizeirath.

„Ja, ja, so hat sie geheißen."

Wurz wechselte mit dem Kommissar einen Blick des Einverständnisses.

Also die Baronin Sternburg war bei dem Giardini.

(Fortsetzung folgt.)

— In die Flucht geschlagen. Haushert (vom Bureau kommend): „Zum Kuckuck, wo ist denn meine Frau . . . Elfriede . . . Elfriede" — Frau (vorsichtig die Kleiderschrankthür öffnend): „Ach, Gott sei Dank, daß Du endlich kommst, Emil; im Schlafzimmer ist eine Maus!"

Für die Küche.

Ragout von Hammelzungen. Die Hammelzungen (3—4 Stück) werden in Salzwasser weichgekocht, abgezogen und in Scheiben geschnitten. In einer passenden Kasserolle läßt man 4 bis 5 Unzen Butter bräunen, dünstet 2 Löffel Mehl und 1 bis 2 feingehackte oder geriebene Zwiebeln darin gelb, verkocht dies mit etwas Wasser und etwas von der Zungenbrühe nebst Pfeffer- und Gewürzkörnern, ½ Lorbeerblatt und einem Weinglas feinem Estragon-Essig, beliebig auch mit etwas Weißwein, 20—30 Minuten, rührt die Sauce durch ein Sieb, schmeckt sie ab, giebt eine in feine Scheiben geschnittene, geschälte Pfeffergurke, 2—3 geschnittene eingemachte Champignons, einen Löffel kleiner Perlzwiebeln und die Zungenschnitten hinein und läßt alles sehr heiß werden, aber nicht mehr kochen.

Hecht mit Eier-Sauce. Mehrere nicht zu große Fische richtet man an, krümmt sie und kocht sie halb Essig, halb Wasser mit Suppengrün, Salz, Zwiebeln, Lorbeerblättern und Pfefferkörnern weich, legt sie auf eine passende Schüssel und stellt diese so lange über Wasserdampf heiß, bis man die Sauce bereitet hat. Zu dieser schwitzt man in halb Sahnenbutter einen gehäuften Löffel Mehl, verkocht diese Mehlschwitze mit kochender, kräftiger Bouillon aus Liebig's Fleischextrakt, fügt einige gewiegte Champignons hinzu, schmeckt mit Salz ab, rührt dann die Sauce mit zwei mit dem Saft einer halben Citrone verquirlten Eidottern ab und übergießt den Hecht damit, der nun sofort aufgetragen werden muß.

Rindsgehirn. Um Rindsgehirn sehr schmackhaft zu machen, wird es folgendermaßen zubereitet. Zunächst wird es in Wasser mit etwas Essig und wenig Gewürz halb gar gekocht; hierauf schneidet man es in zwei fingerdicke Scheiben, wendet diese in Eiweiß und geriebener Semmel, oder in einem ganzen, gequirlten Ei um, legt sie in steigende Butter und röstet sie auf beiden Seiten goldbraun; man kann sie auch im Bratofen gar braten. Es wird mit Petersilie und Citronensaft servirt. Selbstverständlich muß es ganz frisch gebraucht werden.

Kartoffelsuppe mit Sellerie. Die geschälten und in Stücke geschnittenen Kartoffeln werden nebst einer halben geschälten, in Stücke geschnittenen Sellerieknolle und einer Zwiebel in gesalzenem Wasser sehr weich gekocht und durch ein Sieb gestrichen. Dann giebt man etwas Butter dazu, schmeckt ab und würzt mit Pfeffer, Salz und gehackter Petersilie. Man kann anstatt des Wassers auch leichte Knochenbrühe oder Brühe von Schweinschmalz oder von mild gesalzenem Pökelfleisch oder Schinken verwenden.

Saure „Tripe"-Rouladen. Sehr gut gereinigte Kutteln (Tripe) schneidet man in ziemlich große dreieckige Stücke, jede Seite des Dreiecks 10 Zoll. Diese Stücke füllt man mit Rindfleisch (rohem), das in Würfel geschnitten ist, nicht zu mager. Dazwischen gemischt wird Salz, Pfeffer und eine kleine Hand voll rohen Reis. Nun näht man das Dreieck zusammen und kocht alle Rouladen langsam ganz weich, bis man die Außennaht mit einem festen Besenreis durchstechen kann, ohne daß dieses zerbricht. Dann läßt man die Rouladen in der Brühe erhalten. Nachher werden sie in einen Steintopf eingelegt und mit Essig übergossen, daß er darüber steht. Nach einer Woche sind sie gut und halten sich unter Essig den ganzen Winter. Sie werden für den Tisch in dicke Scheiben geschnitten. Zum Frühstück werden sie gebraten und mit Buckwheat-Cakes gegessen.

Klopfe in Citronensauce. Von gehacktem Rindfleisch und ebenso viel oder etwas weniger fein gehacktem Schweinefleisch bereitet man mit 1—2 Eiern, einigen Löffeln zerriebener Semmel, Salz, Pfeffer, einer Prise geriebener Muskatnuß und beliebig auch einer geriebenen und in ein wenig Butter gar gedünsteten Zwiebel und 2 Schalotten einen gut haltbaren Klopfteig und formt gleichmäßig große runde Klopfe daraus. Von 2 bis 2½ Löffel Mehl wird in zerlassener Butter eine helle Einbrenne bereitet, die man mit ½ Pint Brühe (im Nothfall Wasser) verkocht. Dahinein legt man die Klopfe und läßt sie über gelindem Feuer gar kochen. Die Sauce wird mit etwas Citronenschale und dem Saft einer Citrone nebst einem Stückchen Zucker verkocht, abgeschmeckt und mit 1—2 in Wasser oder Weißwein verquirlten Eidottern abgezogen. Die Klopfe werden in der Sauce angerichtet.

Hammel-Kotelette. Die nicht zu dünnen Kotelette werden gut geklopft, mit Salz bestreut, in zerlassene Butter, dann in geriebene Semmel getaucht und in gelb gemachter Butter auf beiden Seiten zu schöner Farbe gebraten. Manche Hausfrauen empfehlen es, anstatt der geriebenen Semmel geriebenen, recht trockenen Käse (Schweizer- oder Parmesankäse) zu nehmen, wodurch die Kotelette einen sehr pikanten, feinen Geschmack erhalten sollen.